

KANTHACK / DAS DENKEN MARTIN HEIDEGGERS

KATHARINA KANTHACK

**DAS DENKEN
MARTIN HEIDEGGERS**

DIE GROSSE WENDE DER PHILOSOPHIE



BERLIN 1964

WALTER DE GRUYTER & CO.

**VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG – J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG – GEORG REIMER – KARL J. TRÜBNER – VEIT & COMP.**

Verlagsarchiv

2., durchgesehene Auflage

©

Archiv-Nummer 42 64 64/1

Printed in Germany. — Copyright 1959 by Walter de Gruyter & Co. — Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Herstellung von Photokopien und Mikrofilmen, auch auszugsweise, vorbehalten. —

AUS DER VORREDE ZUR ERSTEN AUFLAGE

Diese kleine Schrift ist in rein didaktischer Absicht geschrieben. Sie soll in möglichster Schlichtheit zu sagen versuchen, welchen Einbruch und welchen Umbruch das Denken *Martin Heideggers* für die Philosophie der Gegenwart bedeutet.

Das große Frühwerk Martin Heideggers, die Schrift „Sein und Zeit“, erschien in erster Auflage im Jahre 1927. In den folgenden Jahrzehnten sind diesem Buch zahlreiche unerhört dichte Abhandlungen hinzugefügt worden, ohne deren höchst genaue Sichtung der Sinn dieses Denkens nicht verstanden werden kann. Allen Mißverständnissen zum Trotz erweist sich das Ganze als ein bronzener Felsen, als etwas, das nicht zu umgehen ist.

Das vorliegende Buch ist also für Menschen bestimmt, die zunächst einmal Hinweise auffangen möchten bezüglich einer der größten Schöpfungen ihrer eigenen Zeit. Das Grundanliegen dabei ist, zur unmittelbaren Kenntnisnahme jenes Werkes hinzuziehen.

Für die Anlage des Ganzen wurde ein besonderer Modus gewählt.

Es wird zunächst in einem vom Autor erwählten Ansatz versucht, eine Darstellung dessen zu geben, was zur Seinsweise des Menschen gehört. Dieses scheinbar „anthropologische“ Philosophieren aber überwindet sich schnell und treibt — immer im Anschluß an das Werk Martin Heideggers — in die Bewegung eines eigentlichen Seinsdenkens hinein.

Eine solche Bemühung kann nur gelingen, wenn mitbedacht wird, in welcher Weise jenes Denken sich mit der ihm vorausgehenden Philosophie auseinandersetzt. So mußte, wenigstens in einer andeutenden Überschau, aufgezeigt werden, wie Heidegger die Entfaltung der abendländischen Metaphysik sieht und deutet.

In solcher notwendigen Einblendung von „Geschichtlichem“, die im zweiten Teil erfolgt, hält sich das Buch sehr eng an Ausführungen Martin Heideggers und möchte hier fast nur „Darstellung“ sein. Daß dennoch hier und da ein Faden um ein wenig ausgesponnen wird und vielleicht dieser oder jener Akzent gemildert

oder verstärkt wird, mag der Kenner der Dinge verspüren. Es sei dazu betont, daß das Wagnis unternommen wird, gerade hinsichtlich der Deutung des mittelalterlichen Denkens einige Züge selbständig zu ergänzen. Ein weiterhin eingefügter kleiner Trakt bezieht sich auf das Vorgehen der neuzeitlichen „Erkenntnistheorie“ und findet sich auf den Seiten 68–71.

Der dritte Teil des Buches holt das Dargelegte zusammen in dem Verweis auf die Gegenwart. Hier versucht der Autor seinerseits, das Denken Heideggers in seiner geschichtlichen Stellung zu sehen.

Als schwierig zu lösen erwies sich die Frage, wie weit in einer Darstellung dieser Art auf Belegstellen hingewiesen werden kann.

Bei den ersten Bewegungen des „Hineinziehens“ in ein neues Denken, des „Auf-den-Weg-Bringens“, ist dies noch nicht möglich. Liegt doch hier gerade die eigene Bemühung des Autors vor, in einer besonderen Weise zu „helfen“.

Hinsichtlich der weiteren Darlegungen werden Beleghinweise gegeben, die am Ende des Buches zusammengefaßt sind. Damit sollen die vorgelegten Ausführungen gesichert werden, damit sollen aber auch dem mit dem Werk Heideggers noch nicht vertrauten Leser gewisse Anleitungen zu dem selbständigen Studium dieses Schrifttums gegeben werden.

Was dabei angeboten werden kann, ist dennoch nur von Heidegger an bestimmten Stellen besonders ausführlich und deutlich Gesagtes. Es würde sehr breiten Raum erfordern, auch nur annähernd alle die Verwebungen und immer wieder sich findenden Neufassungen der Hauptgedanken in den Texten aufzuweisen. Dazu würde auch unsere eigene Darstellung bei weitem nicht genügend Anhaltspunkte beibringen. Handelt es sich doch für uns nicht um eine Gesamterfassung des Werkes, sondern um einen knappen Griff nach dem Letztwesentlichen.

VORREDE ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Diese Darstellung ist von vielen Seiten her als das begrüßt worden, was sie einzig und allein sein wollte: die Wegweisung hin zu einem Werk, mit dem eine neue Art der Besinnung einsetzt. So wurde denn ein Zweitdruck notwendig.

Zwischen den beiden Auflagen erschien mein Buch „Nicolai Hartmann und das Ende der Ontologie“, das, als Erweiterung der

vorliegenden Einführung, zu zeigen versucht, daß es grundsätzlich unmöglich ist, eine Ontologie (Metaphysik) oder Erkenntnistheorie traditionellen Gepräges den anderen gegenüber als die „richtigere“ herauszustellen. Damit zugleich ließ sich die Weise des Fragens, die mit Heidegger einsetzt, noch einmal scharf von früheren Denkeinstellungen abheben.

Dies erschien und erscheint auch noch für eine weite Zukunft als eine dringende Aufgabe, weil in dem so unerhört umfangreichen Schrifttum über Heidegger auch da, wo es ernst zu nehmen ist, immer wieder Verschleierungen jenes Gegensatzes vorzufinden sind. Sie spielen sich auf die Weise ein, daß das Seinsdenken Heideggers irgendwie im Sinne früherer Metaphysik oder Ontologie gedeutet wird oder daß ein „Problemdenken“ älterer Prägung in Gang gebracht wird, indem etwa nach dem „Ethischen“ oder der „Erkenntnis“ in isolierender Weise gefragt wird.

Derartige Phänomene müßten, wenn es um das die Metaphysik unterwandernde Denken Heideggers geht, von ihrem „Anvertrautsein“ her gefaßt und mit der Möglichkeit des Menschen in Verbindung gebracht werden, das übereignete Seinsverständnis zu hüten. Das aber könnte nur mit einem Verstehen geleistet werden, das sich selbst geschenkt weiß und nie die Verborgenheit künftiger Denkmöglichkeiten vergißt. Ich habe in meinem Buch „Vom Sinn der Selbsterkenntnis“ versucht, hier einige Schritte zu vollziehen.

Das vorliegende Bändchen war von vornherein von dem Bestreben getragen, die neue Weise des Fragens einsichtig zu machen. Es scheint mir auch heute noch genügend Warnzeichen zu enthalten, um den wirklich aufmerksamen Leser von früheren Denkhorizonten fortzudrängen. So wird es denn in dieser neuen Auflage in einer hier und da verbesserten, inhaltlich aber kaum veränderten Form angeboten.

Die große Wende der Philosophie

GLIEDERUNG

ERSTER TEIL

Die Einweisung in ein eigentliches Grunddenken	1
A. Die Verklammerung des Menschen mit sichzeigendem Seienden	1
B. Die Sprache als das den verstehenden Menschen und das übrige Seiende Überkommende	14
C. Die Sprache und die Epochalität des abendländischen Denkens	20
D. Sprache als das Zu-Hütende	24

ZWEITER TEIL

Die Epochen der abendländischen Metaphysik	39
A. Das Seiende als das von sich her Anwesende und im Schaffen zu Feiernde: Sprache des hohen Griechentums	41
B. Das Seiende als das Geschaffene und im Hören auf Autorität zu Hütende: Sprache des Mittelalters	56
C. Das Seiende als das dem Menschen Entgegenstehende und von ihm Anzugreifende: Sprache der Neuzeit	61

DRITTER TEIL

Der Weg zum Denken der Gegenwart und seine große Wende	79
--	----

ERSTER TEIL

DIE EINWEISUNG IN EIN EIGENTLICHES GRUNDDENKEN

A

DIE VERKLAMMERUNG DES MENSCHEN MIT SICHZEIGENDEM SEIENDEN

Wir gehen, um die Bewegung des Denkens, auf die es uns ankommt, in Gang zu bringen, von einer schlichten Erfassung dessen aus, was unabdingbar den Menschen begleitet, wenn dieser da ist und sich selber vorfindet. Es wird dabei zunächst so aussehen, als sprächen wir nur Selbstverständliches aus. Aber vielleicht erweist sich, daß auf die einfache Wahrheit und Klarheit dieses Selbstverständlichen doch mit Nachdruck hingewiesen werden muß, damit nicht weiterhin noch Versäumnisse durchgezogen werden, die nur allzulange schon währen. Vielleicht unterließ es die Philosophie immer wieder, etwas zu benennen, etwas zu ihrem Ausgangspunkt zu machen, was ganz offen daliegt, und hinsichtlich dessen es doch an der eigentlichen Blickschärfe gefehlt hat.

So scheint denn von der geläufigen Sicht her keineswegs etwas Besonderes ausgesprochen zu werden, wenn wir sagen, zum Wesen des Menschen gehöre es, *daß sich ihm immer Seiendes zeige*: etwa der Himmel, die Pflanzen, die Tiere, die Mitmenschen und noch Weiteres, jedenfalls aber auch sein eigener Körper. Ja, es zeigt sich ihm sogar das, was wir, uns der geläufigen Ausdrucksweise anpassend, seine „seelischen Zustände“ nennen können. Der Mensch muß also in irgendeiner Weise so aufgetan sein, so angespannt sein, daß dieses alles für ihn „aufscheinen“ kann.

Das Wort „Zeigen“ oder „Aufscheinen“ wird hier nicht nur in optischem Sinne genommen. Es meint auch, daß der Mensch

das „Sichzeigende“ in der Weise etwa eines Hörens, Ertastens, Spürens, Fühlens auffangen kann. Es meint aber auch, daß sich ihm etwas darbietet als Traum oder sonstiges Phantasiertes oder Gedachtes.

Wir brauchen die Arten und Weisen, wie ein „Sichzeigen“ verstanden werden kann, nicht im Einzelnen zu erfassen. Wir wollen nur, möge man ob dieser Selbstverständlichkeit auch die Achseln zucken, betonen, daß der Mensch ein Wesen ist, *das immer für anderes Seiendes*, und sei dieses auch nur ein „Gedanke“, *in der Weise eines Auffangens geöffnet ist*, daß er eine Stelle ist, an der sich anderes Seiendes *melden und aufgefaßt, festgehalten werden kann*.

Wir geben dem allen, was sich so „einstellt“, den umgreifenden Namen „Seiendes“, und zwar deshalb, weil wir immer von ihm sagen können „es ist“.

Dies können wir von dem Stern am Himmel sagen, den wir mit dem bloßen Auge oder dem Fernrohr erblicken, wir können es aber auch von dem Plan sagen, den jemand etwa zur Gestaltung eines Gebäudes entwirft. Dieser Plan *ist*, er ist nicht *nicht*. Was die Weise seines Seins ist, ist eine weitere Frage, die hier nicht gestellt werden soll.

Daß sich dieses oder jenes Seiende, zum Beispiel ein Lichtstreifen, bei uns als einer Stelle des Auffangens melden kann, hat sicherlich zu tun mit unserer leiblichen Beschaffenheit. Aber auch dieser Leib muß sich bei dem, was wir eben „Stelle“ genannt haben, ankündigen können, damit wir überhaupt Notiz von ihm nehmen können, über ihn sprechen können und über seine „Verbindung“ mit jener „Offenständigkeit“, als die sich der Mensch bezeichnen läßt, diese oder jene Meinung äußern können.

Wir sind nicht imstande, den Menschen so zu denken, daß sich ihm nichts, aber auch gar nichts, zeigen würde, nicht einmal in der Weise des dumpfen Erfühltwerdens. Wir wüßten nicht, was er dann noch sein sollte. Er ist als die Stelle, an der sich etwas melden kann, *niemals leer, isoliert und verlassen*, so daß er als ein Wartender bezeichnet werden könnte. Die Stelle Mensch fängt vielmehr immer etwas auf, in ihre Offenheit geht stets etwas ein, sie ist niemals unbesetzt. Es gibt hier eine Urverwiesenheit, ein Urphänomen, demgegenüber die Frage, wie der Mensch denn an das sichzeigende Seiende „heran“ komme, überflüssig ist, weil der

Mensch immer schon bei Sichmeldendem sein muß, damit jene Frage überhaupt gestellt werden kann.

Das schlichte und doch nichtfortdenkbare Phänomen, mit dem wir umgehen, veranlaßt uns, zu sagen: *zum Wesen des Menschen gehört es, daß sich ihm immer Seiendes zeigt.*

Bedenken wir diesen einfachen Satz mit Ernst, so sind wir genötigt, den Menschen als stets mit Seiendem *verklammert* zu denken. Wir geben diesem Wort „Verklammerung“ hier den Sinn, der mit dem bisher Gesagten zusammenhängt. Verklammerung soll als die Weise verstanden werden, wie eine Stelle, der sich etwas zeigen kann und an der sich immer etwas zeigt, „verspannt“ sein muß mit dem Sichzeigenden, *und zwar in einer schlechthin ursprünglichen Weise.*

Es ist dabei nicht gemeint, daß immer „dieselben“ Sachen und Menschen und Vorgänge und Gedanken so in der „Klammer“ festgehalten werden, daß sie sich *mit gleicher Deutlichkeit* zeigen müssen. Das, was sich jeweils in einer gewissermaßen *ausgezeichneten* Weise meldet, kann mit einem anderen vertauscht werden.

Ich gehe am Ufer des Teiches entlang. Dabei melden sich die Weiden und das Schilf, die Sumpfstellen und der weiße Sand, der Zaun und die Landungsbrücke deutlich und klar. Aber wenn davon nun auch dieses und jenes aus der Zone der lebhaften Sicht entschwindet, so hört es dennoch nicht völlig auf, sich zu zeigen. Es versinkt in eine gewisse Hintergründigkeit, eine Dumpfheit, aber es meldet sich auch weiter. Es zeigt sich als dem hell Aufleuchtenden „anhängend“ und als etwas in diesem Anhängen Verweilendes. Es wird nicht plötzlich leer in der Umgebung dessen, was sich deutlich zeigt, es bleibt etwas bei uns als „Sich-Meldendes“.

Fragen wir, wie weit dieses „Anhängende“ reicht und was alles es umgreift, so müssen wir antworten, daß sich in uns — und gerade dies gehört zum tiefsten Wesen des Menschen als der Stelle der Offenständigkeit —, daß sich in uns immer die *Ganzheit* des Seienden meldet. Möge dieses „Sichmelden“ auch „Säume“ und „Fransen“ anbieten, die wir nicht durchdringen können, die wir in einem tiefen Dämmer belassen müssen und nur in Prolongationen von dem uns Bekannten her gedanklich gleichsam durchschießen können: ein Sichmelden ist da. Es scheint etwas auf — wir haben gesagt, wie weit wir den Sinn solches Aufscheinens fassen — es scheint etwas auf, es bietet sich etwas an, es ist etwas